

Joachim Kahl

Kurt Tucholskys „Briefe an eine Katholikin“ – ein Kleinod skeptisch-konstruktiver Religionskritik in der Endphase der Weimarer Republik

Kurt Tucholskys „Briefe an eine Katholikin“ wurden erstmals 1970, also lange nach seinem Tode, als eigenständige Broschüre veröffentlicht. Die Adressatin, die Zentrumsjournalistin Marierose Fuchs, hatte sie während der NS-Zeit gut versteckt und später dem Rowohlt Verlag und dem Kurt Tucholsky Archiv übergeben. Inzwischen sind sie auch in der Gesamtausgabe enthalten (Rowohlt, Band 19). Zu Lebzeiten Tucholskys war nur ein einziger der insgesamt 27 Briefe veröffentlicht worden: in seiner Hauszeitschrift, der „Weltbühne“, am 4. Februar 1930. Überschriften war er „Brief an eine Katholikin“, und bereits im ersten Satz ließ er Tonfall und Leitmotiv von Tucholskys Position erkennen:

„Sehr geehrte gnädige Frau, Sie hatten die Freundlichkeit, einmal das zu tun, was in Deutschland so selten ist: über den trennenden Graben hinweg nicht mit faulen Äpfeln zu werfen, sondern Briefe von Verstand zu Verstand zu schreiben. Händedruck und Dank.“ (25)

Der Graben bleibt, das Trennende bleibt. Aber unbeschadet dessen wird auch festgestellt, dass diesseits und jenseits des Grabens Menschen wohnen, verstandesbegabte Wesen. Diese banale und doch so aufklärerische Entdeckung eröffnet die Möglichkeit, sich über den Graben hinweg die Hände zu reichen und sogar Brücken zu bauen.

Diesem Brief waren bereits verschiedene andere Briefe, die privat blieben, vorausgegangen, andere folgten. Auch wenn Marierose Fuchs ihre eigenen Briefe zerrissen hat, Tucholskys Antworten sind ein ergiebiges literarisches Dokument. Es gewährt tiefe Einblicke in die geistigen Koordinaten und Triebkräfte eines der führenden Publizisten der Weimarer Republik, der freilich tragisch endete und sich 1935 im schwedischen Exil das Leben nahm. In den Briefen kommt ein freier Geist von nobler Gesinnung zu Wort. Ein streitbarer, nicht streitsüchtiger Intellektueller erörtert philosophisch-religiöse Fragen im Lichte einer skeptisch-melancholischen Aufklärung. Die Idee einer kritischen Toleranz – einst verkörpert von Voltaire in Frankreich und von Lessing in Deutschland – gelangt in ihm zu neuen Ehren. Der erhebliche historische Abstand zu heutigen Verhältnissen, der stets in allem sichtbar wird, schmälert nicht den Reiz und die Nützlichkeit, Tucholskys Argumente und Gesichtspunkte zur Kenntnis zu nehmen und auf ihre heutige Verwendbarkeit zu prüfen.

Sein Plädoyer für soziale Demokratie und Rechtsstaat, sein Engagement gegen Dummheit und Unterwürfigkeit erhielten dadurch einen besonderen Klang, dass er gerne religionskritische und antiklerikale Akzente setzte, wie dies – exemplarisch verdichtet – in den *„Briefen an eine Katholikin“* geschah. Darin war er verbunden mit einer illustren Reihe von Männern und Frauen, die in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts ebenfalls ihre publizistische, künstlerische, wissenschaftliche, politische Tätigkeit aus pointiert religionskritischer Aufklärung speisten und daraus bei Bedarf keinen Hehl machten.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit nenne ich Bertha von Suttner, Ludwig Quidde, Fridtjof Nansen, Carl von Ossietzky, vier Friedensnobelpreisträger unterschiedlicher Nationalität, deren politisches Engagement seine Kraft aus einem säkularen Humanismus bezog. Das mexikanische Künstlerpaar Frida Kahlo und Diego Rivera, der flämische Graphiker Frans Masereel, der irische Dichter George Bernard Shaw – mit unterschiedlicher Schärfe und Qualität gestalteten sie in ihren Werken religionskritische Einsichten. Die ebenfalls mit dem Nobelpreis gekrönten Philosophen Bertrand Russell und Albert Camus aus Großbritannien und aus Frankreich argumentierten offen zugunsten eines Atheismus. Gleiches gilt für Bertolt Brecht und Erich Mühsam, unmittelbare Zeitgenossen und Berufskollegen Tucholskys, die sich in ihren Arbeiten vor sarkastischer Religionspolemik und deftiger Kirchenkritik nicht scheuten. Ihre Werke bilden eine großartige Schatzkammer, aus der wir jetzt das Kleinod der Tucholskyschen *„Briefe“* ein wenig näher unter die Lupe nehmen wollen.

Unser Blick fällt zunächst erneut auf das Motiv des *„Grabens“*, das wiederholt in den *„Briefen“* auftaucht. 1926 hat ihm Tucholsky ein eigenes, berühmt gewordenes Gedicht gewidmet (*„Der Graben“*), das Hanns Eisler vertonte. Im Begriff und im Bild des Grabens schwingen Tucholskys persönliche Erfahrungen im Ersten Weltkrieg mit, wo verlustreiche *„Grabenkämpfe“* das mörderische Geschehen bestimmten. Die letzte Strophe des Gedichtes lautet:

„Denkt an Todesröcheln und Gestöhne.

*Drüben stehen Väter, Mütter, Söhne,
schufteten schwer, wie ihr, ums bißchen Leben.*

Wollt ihr denen nicht die Hände geben?

Reicht die Bruderhand als schönste aller Gaben

Übern Graben, Leute, übern Graben –!“

(Zitiert nach: Kurt Tucholsky, *Gedichte*, Reinbek, 1983, 518)

Dieser emphatische Schlussappell *„Reicht die Bruderhand als schönste aller Gaben übert Graben, Leute, übert Graben –!“*, immerhin bezogen auf Kriegsgegner, auf so genannte Erbfeinde, benennt das Ziel der Versöhnung bei Fortbestehen des Grabens. In den *„Briefen an eine Katholikin“* verallgemeinert Tucholsky diese konstruktive, zuversichtlich humanistische Herangehensweise auf „Gräben“ verschiedener Art. Im Brief vom 17. Dezember 1929 schreibt er an Marierose Fuchs: *„Zunächst danke ich Ihnen recht herzlich: einmal für das große und kameradschaftliche Interesse, das Sie ‚über den Graben‘ an unserer und meiner Arbeit nehmen...“* (17). Tucholskys Ansatz setzt voraus, dass es – unbeschadet aller Differenzen und Konflikte – in der Regel auch Verbindendes, Gemeinsamkeiten gibt.

Damit bricht er aus einer Lagermentalität aus, widersteht uraltem Freund-Feind-Denken, vermeidet einen primitiven Dualismus der Art *„Hier Licht – dort Finsternis, hier Sheriff – dort Schurke“*. Wie diese Verschränkung von Konsens- und Dissensorientierung, von Position und Negation, von Irenik und Polemik konkret aussieht, sei nun an Beispielen aus den *„Briefen“* erörtert.

Am 18. Februar 1930 schreibt er an das *„sehr verehrte Fräulein Fuchs“*: *„Ich glaube nicht, daß ich in achtzehn Jahren Literatur jemals den Fehler begangen hätte, das Zentrum und nun gar die Kirche mit Clichéphrasen zu bekämpfen. Ich lehne das ab. Es gibt selbstverständlich unwürdige Priester, Scheinheilige, Dummköpfe...alles, was man will. Die gibts unter den Kommunisten (zu denen ich nicht gehöre) auch; die gibt's überall.“* (35f) So ist es. Menschliche Verirrungen und Fehlhaltungen treten in allen ideellen Richtungen und sozialen Milieus auf. Die richtige Konsequenz daraus lautet, mit Tucholskys Worten an Marierose Fuchs gesagt: *„Legt diese schreckliche Attitüde der Überheblichkeit, der bescheiden tuenden Superiorität ab – es hilft ja doch nichts.“* (37)

Tucholsky verstand sich in einem pointierten Sinne als *„Suchender“*. Gleich im ersten Brief vom 14.8.1929 hieß es: *„Ich gebe Ihnen privat zu bedenken: nicht alle Wege führen über Rom. Wir anderen – auch wir suchen.“* In dieser Haltung des Suchens, die ein Finden und Gefundenhaben nicht ausschließt, ist die wohltuend undogmatische, gesprächsbereite Atmosphäre in Tucholskys Äußerungen verwurzelt. Sie ermöglichte es ihm auch, *„die Suchenden in allen Lagern“* herauszuspüren (14). Ja, er setzte darauf, dass Menschen sich gleichsam an ihren jeweiligen Glaubenssätzen und Ideologien vorbei verstehen könnten. An Marierose Fuchs schreibt er: *„Daß man sich – Über die Köpfe hinweg, Bruder, reich mir die Hand –*

dennoch verstehen kann, scheint mir ein Beweis für die Nichtausschließlichkeit des Dogmas. Es gibt eben noch etwas darüber – Eros, was weiß ich...und das bestimmt die Beziehungen zwischen den Menschen endgültig, weil eben dies – im Gegensatz zum Dogma – nicht von Menschen gemacht ist. Das ist da.“ (37)

Im Sinne eines pragmatisch gewendeten Feuerbachianismus vom menschlichen Ursprung und Kern aller Religion will Tucholsky sagen: Dogmen sind nicht alles, und sie bestimmen auch nicht umstandslos das Verhalten derer, die daran glauben. Stärker sind die von Natur gegebenen Notwendigkeiten des Zusammenlebens und Zusammenwirkens im Dienste gemeinsamer Interessen. Der politisch-weltanschauliche Dialog zwischen Tucholsky und Marierose Fuchs verlief bereits damals an der Konfliktlinie, die heute zur entscheidenden geworden ist: zwischen religiösem Glauben und säkularem Humanismus.

Hier setzen freilich auch erste Vorbehalte gegenüber bestimmten Aspekten von Tucholskys Position an. Er sprach nicht von säkularem Humanismus, sondern bekannte sich unreflektiert und ungeschickt zum „*Heidentum*“. Am 27.12.1930 schrieb er. „*Nein, Verehrte, Ihr müsst Euch schon daran gewöhnen, dass es sehr vergnügte Heiden gibt.*“ (62) Und am 19.3.1930 unterzeichnete er mit der Pathosformel. „*Alles Gute für Sie und recht herzliche Grüße Ihres alten OriginalHeiden Tucholsky*
Kriegt er wohl einmal ein hübsches Bild von Ihnen?“ (50)

Diese Selbsteinordnung als „*Heide*“ ist unbedacht und ungeeignet, insofern Tucholsky sich damit freiwillig in ein anmaßendes kirchliches Missions- und Ketzerschema einfügt, das seinem eigenständigen theoretischen Ansatz widerspricht. Heiden, das sind – aus der Optik monotheistischer Religionen – Götzendiener, jene, die statt des einen wahren Gottes Fetische anbeten oder eben Götzen. Heiden, das sind die zurückgebliebenen Völker (lateinisch *pagani*), die die Stufe des Monotheismus nicht erreicht haben und insofern mit dem Makel auch des ethisch Minderwertigen behaftet sind. Zwar ist bei Tucholsky der spöttische Beiklang nicht zu überhören, wenn er sich selbst als „*OriginalHeide*“ präsentiert. Aber es ist stets misslich, die Deutungsmacht über das eigene Selbstverständnis in fremde, gar in gegnerische Hände zu legen.

Mit der schwammigen Selbstcharakteristik als „*Heide*“ wählt Tucholsky eine rückwärtsge wandte Perspektive statt einer, die über den Monotheismus hinausweist, etwa in Richtung

Atheismus oder säkularer Humanismus. Diese semantische Unschärfe wiederholt sich in der Selbstvorstellung als „*religiös unmusikalisch*“ (56), einer Formulierung, die einst Max Weber für sich prägte und in den letzten Jahren bekannter wurde, weil Jürgen Habermas sie wiederholt auf sich bezogen hat.

Aber es ist nicht „*religiös unmusikalisch*“, wenn Tucholsky mit humanistischem Stolz feststellt: „*In mir ist nichts, was erlöst werden muß; ich fühle diese culpa nicht, vielleicht eine andere – enfin, ich erhebe mich ja auch über keinen Katholiken, indem ich ihn bedauere oder beschimpfe – ich sage nur: ich nicht.*“ (62) Er beweist damit sehr wohl ein feines Gehör für die Töne und Zwischentöne der christlichen Religion, deren Kernmythos die Erlösung der Menschen durch das stellvertretende Leiden des unschuldigen Gottmenschen Jesu Christi am Kreuz auf Golgatha ist. Wer diesen archaischen Mythos als ethisch unannehmbar verwirft, sollte sich nicht als „*religiös unmusikalisch*“ einstufen. Im Gegenteil: untrüglich hört er die falschen Töne in der christlichen Botschaft heraus.

„*Heidnisch*“ sind auch nicht das Naturverständnis und Naturgefühl, das Tucholsky zu erkennen gibt. Am 10.5.1930 schreibt er: „*Ich habe da einen kleinen Aufsatz von Ihnen gelesen, über die Natur. Fuchs, so ist das nicht! Natürlich ist da Harmonie, zu der man aus den Bezirken des linken Flügels der rechten Opposition aufatmend zurückkehrt – aber es ist nicht nur eine friedliche Harmonie. Ich habe schon so vielen Menschen den Krapotkin unter die Nase gehalten (,Gegenseitige Hilfe im Tierreich‘) – ich weiß das alles. Aber da wird auch gefressen, mitleidlos zerstört, weils gleich ist, weil so viel da ist – da ist auch Kampf, erbarmungsloser Kampf, Getöse, Schmutz, Geilheit, Unfruchtbarkeit...und nicht nur brave Kornblumen. Falsch – ?*“ (44)

So spricht kein Vertreter eines Heidentums, das die Natur von Geistern und Göttern durchweht und durchwirkt wähnt. So spricht ein Kenner und Freund des Darwinismus und seiner Fortbildung. Das zitierte Buch des russischen Gelehrten Peter Kropotkin, dessen Titel genau heißt „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ (1904 auf Deutsch erschienen, übersetzt von Gustav Landauer) ist ein Musterbeispiel gelungener naturwissenschaftlicher Aufklärung. Franz Wuketits bezeichnet es in seinem Lehrbuch „*Soziobiologie*“ (Heidelberg / Berlin / Oxford, 1997, Seite 62) als ein „*interessantes und nach wie vor lesenswertes Buch*“. Habe es doch wesentliche Einsichten der Soziobiologie vorweggenommen, namentlich die Theorie des reziproken Altruismus. Tucholskys illusionsloser Blick auf die Natur, die beides

kennt, tödliche Rivalität und hilfreiche Kooperation, lässt sich eher als materialistisch oder naturalistisch denn als heidnisch kennzeichnen.

Kurt Tucholsky stammte aus einer wohlhabenden jüdischen Bankiersfamilie. Die Bindung an seine religiöse Herkunft war allerdings nicht eng. 1914 trat er, vierundzwanzigjährig, aus der Berliner jüdischen Gemeinde aus und ließ sich 1918 protestantisch taufen. Näheres über Hintergründe und Motive ist nicht bekannt. Bemerkenswert ist, dass er in der Korrespondenz mit Marierose Fuchs bei aller scharfen Kritik am Christentum, namentlich am Katholizismus, die Gestalt Jesu Christi davon ausnahm. Was freilich nicht dahingehend überinterpretiert werden darf, Tucholsky für irgendeine Form etwa eines „jesuanischen“ Christentums zu vereinnahmen. Bemühungen, die christliche Erlösgestalt auf ein leuchtendes menschliches Vorbild zu reduzieren und von späteren „Verirrungen“ der Kirchengeschichte abzugrenzen, hat es im Laufe der Jahrhunderte immer wieder gegeben. Die „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ von Albert Schweitzer könnte davon einen Eindruck vermitteln.

Gleich im ersten Brief vom 14.8.1929 schreibt Tucholsky, er könne nur „*lachen*“, „*lachen*“ „*über die, die versuchen, die Lehre eines großen Revolutionärs und reinen Menschen mit den Bedürfnissen spießiger Kleinbürger in Einklang zu bringen.*“⁽¹⁴⁾ Er wehrt sich gegen Marierose Fuchsens Vorwurf einer „*Herumreiterei auf der Rolle der Kirchen im Weltkrieg, ohne tiefer zu schauen*“ und fragt grimmig zurück: „*Gnädige Frau, haben Sie einmal tiefer geschaut, zum Beispiel in ein Massengrab? Ich aber. Was sollen mir spitzfindige Erklärungen; () was soll mir alles das, wenn im entscheidenden Augenblick die Kirche in Paris und in Berlin die Leute zum Mord antreibt? Gegen die eigene Lehre? (Was man da herumtiffelt, verfälscht Christus, die einzig wahre Gotteslästerung, die mir bekannt ist.)*“⁽¹⁴⁾ Wir nehmen zur Kenntnis: Tucholsky sieht in der neutestamentlichen Schlüsselfigur einen „*großen Revolutionär und reinen Menschen*“ (was immer das heißen mag), und er hält an der Möglichkeit einer „*wahren Gotteslästerung*“ fest (was immer damit gemeint sei). Freilich sollten aus diesen Auffassungen, die in seinem Werk relativ vereinzelt auftauchen, keine weitergehenden Schlussfolgerungen gezogen werden, als sei er ein Anhänger eines „wahren“ christlichen Glaubens gewesen. Denn das war er nicht.

In diesem Sinne hat er sich im berühmt-berüchtigten Gotteslästerungsprozess gegen George Grosz' Zeichnung „Christus mit der Gasmask“ (1927) folgendermaßen engagiert. Nicht George Grosz habe Gott gelästert, indem er den gekreuzigten Christus mit Militärstiefeln und

Gasmaske ausstattete. Vielmehr habe er nur auf die tatsächliche Gotteslästerung durch die Kirchen hingewiesen, die im ersten Weltkrieg auf allen Seiten Kanonen und Flugzeuge gesegnet und mit Weihwasser besprengt hätten.

Tucholskys Blick in die Massengräber des ersten Weltkrieges war ein Blick zugleich in die Abgründe der menschlichen Natur und ihrer düstersten Möglichkeiten, die er im Lichte des Pessimismus Arthur Schopenhauers zu deuten bevorzugte. In seinem persönlichen Verhalten dagegen, wie es im Briefwechsel mit Marierose Fuchs aufscheint, konnte er eine vorbildliche Liebenswürdigkeit an den Tag legen und Fairness gerade im Umgang mit Andersdenkenden fordern und praktizieren. So kündigte er im Brief vom 17.12.1929 an, er werde sich *„an keiner Stelle den unritterlichen Vorteil verschaffen, der darin liegt, dass Sie kein dialektisch geschulter Priester sind. (Einem solchen unterläge ich glatt.) Ich halte es für kindlich, so etwas auszunutzen; als ob damit etwas bewiesen ist.“* (18)

Sowenig Tucholsky die Kirche mit *„Clichéphrasen“* bekämpfen will, wie wir bereits hörten, sowenig will er den Katholizismus nach dem *„Unfug“* eines Kaplans *„bewerten“*. *„Schon eher nach den seichten und demagogischen Reden des Bischofs Schreiber. Finde ich viel schlimmer als mal so einen Abrutsch eines kleinen Mannes.“* (57) Er ermahnt seine Briefpartnerin, ihn doch bitte nicht mit *„katholischem Kitsch“* zu behelligen (ihr Ausdruck). *„Nie, nie fiele es mir ein, solche Bonbonbilder mit der Idee dieser Religion zu identifizieren. Es ist ein bisschen reichlich davon da, was ich den „Vulgärkatholizismus“ nennen möchte – aber das hat doch mit den Visionen des Loyola und den großen Päpsten kaum noch etwas gemein. So simpel wollen wir uns das nicht machen.“* (47)

Tucholskys Bemühen um Differenzierungen innerhalb des Katholizismus und sein Verzicht auf billige Triumphe nötigen Respekt ab. Gleichwohl muss er sich den Einwand gefallen lassen, dass der *„Vulgärkatholizismus“* zwar in der Tat nicht der ganze Katholizismus ist, aber doch wesenhaft zu ihm gehört. Zum Herrschaftsgeheimnis der römisch-katholischen Kirche als einer weltgeschichtlich höchst erfolgreichen Institution, die seit fast zwei Jahrtausenden ideelle und materielle Macht ausübt, gehört es, geistige Niveauunterschiede und soziale Milieuunterschiede zu integrieren und sublimen wie ordinären Bedürfnissen Raum und Nahrung zu geben. Gerade an den *„Visionen des Loyola“* und den Verlautbarungen der *„großen Päpste“*, wer immer damit gemeint sei, ließe sich im Übrigen rasch aufzeigen, wie dicht das Sub-

lime beim Ordinären wohnt und wie unversehens sich der Anspruch auf Heiligkeit als Scheinheiligkeit entpuppt.

Damit sind wir mitten im Kern der Tucholskyschen Religionskritik angelangt. Im Brief vom 21.2.1931 erwähnt er erneut *„jene sinnlose Selbstüberschätzung, die ich der Kirche so vorwerfe. Nicht mal zahlenmäßig ist sie dazu berechtigt. Glauben Sie: es gibt heute schon ganze Länder voll von Leuten, die entweder bei ganz anderen asiatischen Religionen stehn oder für die die Kirche nicht ist. (...) liebe Fuchs, ich habe noch einen Einwand gegen das Christentum: Es hat noch nie etwas geholfen. Wie sieht die Geschichte der christlichen, der allerchristlichsten Staaten aus? Bluttriefend. Also? Also ist es nichts, nützt nichts, hilft nichts – nach so einem Krieg wollt ihr noch was erzählen? Wunden gelabt... ja doch. Wer so versagt hat, hat zu schweigen.“* (69)

Ohne es eigens zu erwähnen, legt Tucholsky einen neutestamentlichen Maßstab für seine vernichtende Kritik an. In der Bergpredigt heißt es: *„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“* (Matthäus-Evangelium 7, 16) Allerdings versteigt er sich in seiner Anwendung dieses Praxiskriteriums von Wahrheit und Ethik nicht zu der unhaltbar pauschalierenden These, die Religion selbst habe die Verbrechen hervorgebracht, wie dies heute manche Vertreter des so genannten Neuen Atheismus tun. Tucholsky behauptet nur: das Christentum habe sie nicht verhindert. Kein von Gott gesandter Retter hat die Menschen von irgendwelchen Übeln erlöst. Kein heiliger Geist bewahrt die Kirche vor innerer und äußerer Zwietracht. Kein unfehlbares Lehramt behütet die Christenheit vor moralischer Verwirrung. Kein religiöser Glaube, werde er noch so inbrünstig geglaubt, kein täglicher Vollzug des Messopfers halten katholische Priester davon ab, sich gegebenenfalls an anvertrauten Kindern und Jugendlichen sexuell zu vergreifen. Die an den barmherzigen Gott gerichtete sechste Bitte des Vaterunsers *„und führe uns nicht in Versuchung“* verhallt ins Leere. Mit Tucholskys Worten: *„Also ist es nichts, nützt nichts, hilft nichts.“*

In der Tat. Aber die gleichen krankhaften und krank machenden Verfehlungen kommen auch außerhalb kirchlicher Milieus vor: in Sportvereinen, in Pfadfindergruppen, in Heimen und an staatlichen Schulen, beim Militär: überall, wo Macht und Abhängigkeit aufeinander treffen, wo das Vertrauen von Schutzbefohlenen missbraucht werden kann. Daher gebietet es die intellektuelle Redlichkeit, die komplexen ursächlichen Zusammenhänge individueller, struktureller und institutioneller Art nicht mit antiklerikalen *„Clichéphrasen“* zuzukleistern und zu

versimpeln. Auf der argumentativen Linie Darwins und Schopenhauers macht Tucholsky vielmehr die abgründige menschliche Natur, eingebettet in gesellschaftliche und ideologische Verhältnisse, als letzte erklärende Instanz namhaft. Der Religion kommt für ihn nur eine sekundäre Rolle zu, die freilich nicht bedeutungslos ist: Sie erklärt und verklärt, sie motiviert und demotiviert, sie segnet und spendet die höheren Weihen – notfalls etwas gequält mit Hinweis auf den unerforschlichen Willen des Herrn.

Tucholskys Fairness und Noblesse im Stil seiner Religionskritik sei noch an zwei weiteren Beispielen aufgezeigt. Am 18.2.1930 berichtet Marierose Fuchs ihm von einer kirchlichen Weihnachtsfeier, bei der offenbar Bedürftige herablassend behandelt wurden. Sein Kommentar: *„Die Schilderung des mißglückten Weihnachtsfestes für die Armen hat mich nicht überrascht; sie hat mir nur gezeigt, was Sie für eine anständige Gesinnung haben. Seien sie überzeugt: wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich nicht gesagt: ‚Aha. Da sieht mans.‘ (...) Es gibt auch andere Priester, die einen höheren Begriff von ihrem Amt haben und vor allem mehr Herzenstakt.“* (38)

Im selben Brief schreibt er etwas später: *„Ich wünsche Ihnen nur, dass Sie einmal auf einen Mann stoßen, der Ihnen das gibt, was Sie so bitternötig brauchen: Zweisamkeit auf die Dauer. Denn es gibt ja so etwas wie Glück wohl nur auf den äußersten Polen: in einer völlig gläubigen Ruhe im Religiösen oder, auf der anderen Seite: in einer fest gegründeten Gelassenheit (...). Resumé: quälen Sie sich nicht zu sehr. Es gibt doch, wie Sie mir immer wieder richtig geschrieben haben, einen fröhlichen Katholizismus – einen lebensbejahenden, einen rheinischen, zum Beispiel – da sollten Sie sich etwas holen: Leben, Arbeit, einen Mann, einen Freund, eine Freundin ...da ist es.“* (39f)

Diese Liebenswürdigkeit im Umgang mit Marierose Fuchs, die in der Empfehlung gipfelt, sie solle katholisch bleiben, geht freilich Hand in Hand mit einer klaren Zurückweisung demokratisch nicht gerechtfertigter kirchlicher Machtansprüche. Am 21.11.1930 schreibt er: *„Da hat also eine Ihrer Bekannten gesagt, sie wolle der Kirche so viel Schaden zufügen wie irgend möglich. Na ...Also ich will das nicht. Wenn Sie mich aber fragen, ob ich die Kirche in ihren politischen Auswüchsen und Einflüssen bekämpfen will (Katholische Aktion), dann sage ich aus vollem Herzen Ja. Die Kirche maßt sich da ein Recht an, das ihr nicht zusteht – des Stifters wegen nicht, den sie dauernd verrät, ich sehe ihn anders – und des Staates wegen nicht.“*

Sie hat z.B. in Preußen einen weit, weit größeren Einfluß als ihr zahlenmäßig zusteht – ich möchte mal hören, was Ihr sagen tätet, wenn eine liberale Minorität euch so regierte.“ (55f)

Unausgesprochen argumentiert Tucholsky hier von einer laizistischen Position der Trennung von Staat und Kirche aus, die ansatzweise auch Eingang in die Weimarer Reichsverfassung gefunden hatte. Das sich darin ausdrückende Engagement für positive und negative Religionsfreiheit musste damals freilich bei Katholiken auf völlig taube Ohren stoßen. Hat doch erst das zweite vatikanische Konzil von 1962-1964 ein Menschenrecht auf Religionsfreiheit anerkannt. Bis dahin wurde Religionsfreiheit als Einflüsterung des Teufels, als menschliche Anmaßung und Einfallstor des Unglaubens, verdammt. Im Brief vom 10.5.1930 fordert dagegen Tucholsky: *„Der Glaube soll frei sein – auch der Unglaube – auch für die Ungläubigen. Das ist er aber nicht.“* In diesem Kontext wendet er sich beiläufig gegen den staatlichen „Zwang“, in der Schule die *„Kinder mit Religion besprühen zu lassen“*. (42) Freilich wird die hier angelegte Erziehungsproblematik nicht weiter ausgeführt, so dass die Spannung zwischen dem Elternrecht auf Erziehung einerseits und dem Kinderrecht auf Religionsfreiheit andererseits etwa im Hinblick auf die Säuglingstaupe ausgeblendet bleibt.

Abschließend sei der Vollständigkeit halber erwähnt, dass Tucholsky den Religionsbegriff nicht nur auf das Christentum anwendet, sondern auch auf den Kommunismus. Das ist zwar keineswegs originell, soll aber nicht unerörtert bleiben, weil dadurch seine weltanschaulich und politisch differenzierte Position anschaulicher wird. Am 19.11.1931 schreibt er: *„Bei dem Kommunisten werden Sie was zu hören bekommen. Wahrscheinlich wird er Ihnen sein ganzes, auswendig gelerntes Evangelium herbeten; ich habe mir aus Katechismen nie viel gemacht. Moskau ist eine Religion, Ihre ist schöner, weil älter und komfortabler in den Eckplätzen. (Für Alleinreisende.) Das gibts da noch nicht. Die treten in Zügen rechts schwenkt an...mich haben sie halb auf den Index gesetzt, weil sie mich nicht einordnen können, so habe ich grade gelesen, und überhaupt ein schrankenloser Nihilist ...Ach, ist das alles langweilig.“* (81)

Gar nicht langweilig, sondern höchst anregend und aufschlussreich ist dagegen das Vorwort, das Marierose Fuchs 1970 den Briefen an sie voranstellte. Mit ihren Worten, die von ihrer Lernfähigkeit zeugen und Tucholskys dialogischem Stil der Religionskritik nachträglich das schönste Zeugnis erteilen, sei diese Abhandlung geschlossen. Marierose Fuchs schreibt: *„Heute kann ich kaum noch verstehen, was mich an Tucholskys Arbeiten schockierte. Zu viel Entsetzliches, was er damals voraussah, haben wir in den letzten Jahrzehnten erlebt. Jetzt, nach dem Zweiten Weltkrieg, erscheint mir seine Sprache nicht nur rein und gepflegt, sondern*

seine Gedanken bei aller oft berechtigten Schärfe von einer heute nicht mehr oft anzutreffenden Besinnlichkeit. Damals aber wirkten sie, besonders auf bürgerliche Kreise, wie ein rotes Tuch.“ (8) Und weiter: „Als ich vor einigen Jahren diese Briefe wieder einmal las, nun als alternder Mensch, war ich wieder gepackt von ihrer lebendigen, offenen Art, dem Ernst, der auch hinter kleinen Ironien zu spüren war, ihrer Ehrlichkeit, dem Hinhören auf die Überzeugungen anderer.“ (11)

Dem ist nichts hinzuzufügen. Danke, Marierose Fuchs. Danke, Kurt Tucholsky.

Anmerkung

Die in den Text gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf die ursprüngliche Ausgabe der Briefe von 1970. Anhand der stets zitierten Briefdaten lassen sich die Belege auch in der Gesamtausgabe (Band 19) rasch verifizieren.

Als Sekundärliteratur empfehle ich:

Irmgard Ackermann „*Wir ändern – auch wir suchen*“. Kurt Tucholsky und das Christentum , in: Irmgard Ackermann / Klaus Hübner (Hg.), *Tucholsky heute: Rückblick und Ausblick*, München, 1991

Lutz Lemhöfer, *Vom Original-Heiden lernen*. Kurt Tucholskys „Briefe an eine Katholikin“, in der Zeitschrift *imprimatur* Juni 2008, im Internet leicht auffindbar.